

„Das Heilige Buch selbst lesen“

DIE WOCHE Sie haben 1985 die Free Software Foundation* gegründet, die sich für „Freie Software“ stark macht. Welche Idee steckt dahinter?

RICHARD STALLMAN Freie Software bedeutet, dass die Nutzer gewisse Spielräume haben: Sie dürfen die Software, die sie sich beschafft haben, analysieren, verändern, an ihre Bedürfnisse anpassen und weitergeben. Und sie dürfen ihre Verbesserungen veröffentlichen.

DIE WOCHE Was bei der Software der beste marktbestimmenden Firmen wie Microsoft alles nicht möglich ist.

STALLMAN Als wir damals das Ziel ausgaben, ein vollkommen freies Betriebssystem zu entwickeln, sagten alle: „Das schafft ihr nie, das ist zu schwer. Eine nette Idee, sicher, aber eben doch ein Luftschloss.“ Nun, wir haben es geschafft – inzwischen gibt es sogar freie Betriebssysteme wie Gnu/Linux.

DIE WOCHE Das macht dem Microsoft-Betriebssystem Windows Konkurrenz und hat im vergangenen Jahr den Begriff Open-source-Software sehr populär gemacht.

STALLMAN Wer von Open-source-Software anstatt Freier Software spricht, lässt die entscheidenden ethischen Fragen außen vor. Die Open-source-Verfechter betonen immer nur die praktischen Vorteile, die frei zugängliche Software bietet. Für sie ist es aber nur eine reine Marketing-Strategie, als ob es um nichts anderes gehe. Es müsste aber viel mehr über Freiheit geredet werden.

DIE WOCHE Was meinen Sie mit Freiheit?

STALLMAN Die Frage ist doch, in was für einer Gesellschaft wir leben wollen: in einer Gesellschaft proprietärer Software ...

DIE WOCHE ... also patentierter Software, deren Code nicht veröffentlicht wird ...

STALLMAN ... in der wir von den Software-Eigentümern behindert werden, oder wollen wir in einer Gemeinschaft leben, in der wir uns helfen dürfen? Ich schwöre Ihnen, dass diese soziale Frage der Grund dafür ist, dass es eine Freie-Software-Bewegung überhaupt gibt.

DIE WOCHE Was für eine Art von Wissen sind Software-Codes Ihrer Meinung nach, wenn sie nicht das geistige Eigentum der Firma sind, die sie entwickelt hat?

STALLMAN Software-Codes sind definitiv Kunst, im Sinne von Kunsthandwerk.

DIE WOCHE Wenn aber der Einzelne an der Gestaltung von Software teilnehmen will, setzt dieses Kunsthandwerk gut ausgebildete Nutzer voraus.

STALLMAN Nein. Das hängt nur vom Design eines bestimmten Programms ab, das man benutzt. Die freien Betriebssysteme arbeiten heute alle mit grafischen Benutzeroberflächen, die sehr leicht zu bedienen sind. Ich glaube, dass Freie Software für alle Nutzer handhabbar sein sollte, nicht nur für Freaks.

DIE WOCHE Wird der stärkere Einsatz von Freier Software die Leute automatisch zu mündigen Computer-Nutzern machen?

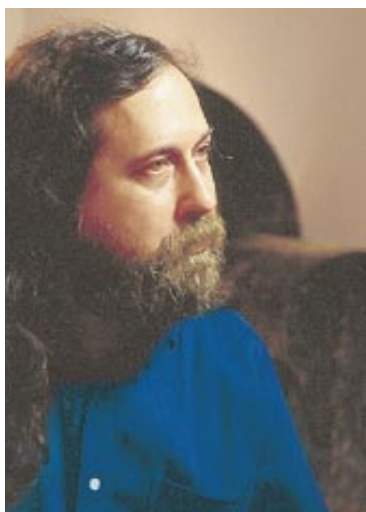
STALLMAN Ja, aus mehreren Gründen. Sie kennen vielleicht das Konzept der Technik-Priesterschaft, die zwischen dem durchschnittlichen Menschen und der Technik steht. Freie Software beseitigt diese Priester. Sie sagt: Ihr könnt das Heilige Buch – also den Programm-Code – selbst lesen. In der Welt nicht öffentlicher Codes hindern sie einen daran, weil alles geheim ist. Die Kultur der Freien-Software-Gemeinde besteht darin, dass wir die Menschen zum Lernen er-



Der amerikanische Software-Guru

RICHARD STALLMAN

über die gesellschaftliche Bedeutung von freien Computerprogrammen, das Jahr-2000-Problem und die Technik-Priesterschaft



ZUR PERSON

Der Programmierer **RICHARD STALLMAN** (46) war langjähriger Mitarbeiter am Artificial Intelligence Lab des Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston. 1984 startete das Gnu-Projekt zur Entwicklung eines kostenlosen, frei zugänglichen Betriebssystems auf Unix-Standard, aus dem das populäre Linux hervorgegangen ist

mutigen. Freie Software ist damit ein Teil des menschlichen Allgemeinwissens.

DIE WOCHE Einige Experten machen den zeitlich extrem straffen Entwicklungsprozess bei nicht öffentlicher Software für das Jahr-2000-Problem mitverantwortlich. Wäre das mit Freier Software anders gelaufen?

STALLMAN Das Problem ist nicht, wie die Software von Microsoft und Co entwickelt wird, sondern dass sie so ist, wie sie ist: Die Nutzer haben nicht den Code, also können sie auch keine Probleme wie Y2K lösen. Schon triviale Änderungen sind in derartigen Programmen mit enormen Schwierigkeiten verbunden.

DIE WOCHE Welche Hindernisse gibt es noch auf dem Erfolgsweg von Freier Software?

STALLMAN Die Patente auf Software, wie sie in den USA möglich sind, sind das Haupthindernis. Derzeit werden solche Patente leider auch für Europa diskutiert. Zusätzlich zur Frage der nicht öffentlichen Programm-Codes gibt es das Problem der geheim gehaltenen Datenprotokolle und -formate von Microsoft.

DIE WOCHE Also der Regeln, wie Daten beschaffen sein müssen, um von der Software verarbeitet werden zu können.

STALLMAN Hier müssten die Verbraucher die Offenlegung aller Standards verlangen, damit sie von jeder Software genutzt werden können. Mit ausreichendem politischen Druck ließe sich das auch gesetzlich regeln.

DIE WOCHE Open-source-Programmierer arbeiten unentgeltlich – was treibt sie an?

STALLMAN Sie sollten nicht glauben, es gebe nur das Motiv „politischer Idealismus“. Ein Grund ist ganz einfach Spaß, Programmieren macht enorm Spaß, wenn man es kann. Und wenn Sie ein gutes Programm geschrieben haben, das von 50 000 Menschen benutzt wird, können Sie auch stolz darauf sein. Andere wollen einfach nur ihre eigenen Software-Probleme lösen, für die es noch keine freien Programme gibt. Es ist übrigens nicht ungewöhnlich, dass die Entwicklung Freier Software Teil eines regulären Programmierer-Jobs ist, das heißt einige Leute werden neuerdings sogar dafür bezahlt.

DIE WOCHE Mitte der 70er Jahre hatte der junge Programmierer Bill Gates – heute Chef von Microsoft – in einem offenen Brief an die Programmierer-Szene beklagt, dass er für die Entwicklung von Software kein Geld bekommen könne.

STALLMAN Ich habe nicht gesagt, Programmierer sollten kein Geld bekommen. Es ist völlig in Ordnung, wenn sie bezahlt werden. Ich lehne nur Gates' Vorstellung ab, die Bezahlung von Programmierern sei so etwas wie ein soziales Anliegen. Das einzige soziale Anliegen, um das es hier gehen kann, ist die Freiheit der Menschen. Leute wie Gates denken doch so: Wenn du mich nicht finanziell zufrieden stellst, bekommst du gar keine Software – von mir nicht, aber auch von sonst niemandem. Wir in der Freien-Software-Bewegung haben bewiesen, dass das falsch ist. Die Software-Entwicklung lässt sich auf viele Arten organisieren: auf Regierungsebene, individuell, mit Hilfe von Kooperativen/Genossenschaften und manchmal auch über den Markt. Deshalb sollten wir uns nicht einschüchtern lassen, es gebe keine Alternative zur Dominanz des privaten Marktes.

* (Internet: www.gnu.org)

Interview: NIELS BOEING

BITLAND

VIEL SAUGEN, WENIG SENDEN

PETER GLASER über neue Formen der Einweg-Kommunikation im Internet durch den ADSL-Standard

Dem vom steten Warten zermürbten Websurfer läuft das Wasser im Munde zusammen: Das neue Übertragungsverfahren ADSL – im Markendeutsch der Telekom T-DSL – verheißt zehnmal mehr Hurligkeit im Internet als ISDN. Ingenieure übersetzen ADSL als „Asymmetric Digital Subscriber Line“, mit „Aberhallo Deutlich Schnellere Leitung“ kann man es sich besser merken.

Der Haken an ADSL ist das Asymmetrische. Meine Empfangskapazität nimmt um das Zehnfache zu – meine Sendekapazität aber nur um das Doppelte. Das Verfahren zementiert ein konsumistisches Verhalten im Netz. Viel saugen, wenig senden. Für die Zukunft des Internets wird die Frage entscheidend sein, ob es sich zu einem Distributionsnetz oder einem Kommunikationsnetz entwickelt.

Ein Distributionsnetz beliefert Kunden. Das Fernsehen zum Beispiel liefert Bilder. Eine Möglichkeit für jedermann, selber Bilder ins Fernsehen einzuspeisen, gibt es nicht. Ein Kommunikationsnetz ermöglicht gleichberechtigten Austausch zwischen allen Teilnehmern, in beide Richtungen.

Es ist nicht einfach nur eine technische Frage. Es geht darum, welche Möglichkeiten unsere Kultur haben wird, in der die Medien eine zentrale Rolle spielen. Distributionsnetze sind meist „Netze von oben“, von Behörden oder Unternehmen konzipiert. Beispiel BTX, der Urahn von T-Online: Damals empfing man die Daten von Anbieterseite mit dem 16fachen der Kapazität, mit der man vom eigenen Rechner aus

senden konnte – technisch herbeigeführter Konsumzwang. BTX war als Kommunikationsmittel ungefähr so effizient, wie wenn man Banknoten anzündet, um damit Rauchsignale abzugeben. Vor der Abschaltung beharrt hat es das Internet: Heute ist T-Online der größte Internet-Provider Deutschlands.

Niemand konnte absehen, wie sehr sich die Welt durch E-Mail und ein Hypertextsystem namens WWW verändern würde. Niemand weiß, was passieren wird, wenn jeder von uns beispielsweise ein kleiner, multimedialer Fernsehsender ist. Nur eins steht fest: Die Möglichkeit dazu darf nicht blockiert werden. Macht frei den Rückkanal. *Sendepower to the people!*



DIE KOLUMNE VON PETER GLASER

NEWS

HARDWARE

Der Bildschirm als Malblock

Das D-Board von NEMETSCHKE bietet eine völlig neue Benutzeroberfläche



Seit Jahren lamentieren Designer und Ergonomen über die grafischen Benutzeroberflächen heutiger PCs: Die Bedienung mit Maus und Tastatur sei viel zu umständlich. Wer das digitale Zeichenbrett D-Board von Nemetschke (www.nemetschke.de) nutzt, kommt dagegen mit Fertigkeiten aus der Kindergartenzeit bestens zurecht. Mit einem Plastikstift lassen sich Bilder und Skizzen in verschiedenen Farben auf den druckempfindlichen 14-Zoll-Bildschirm zeichnen – und Fotos oder Grafiken verändern, die als Unterlage eingeblendet werden können. Ein virtueller Spitzer variiert dabei die Feinheit des Stifts. Das D-Board läuft derzeit allerdings nur mit einem Nemetschke-Rechner mit 600-Megahertz-Pentium-III-Chip und einer speziellen Grafikkarte. Billig ist die wegweisende Technik nicht: D-Board und Rechner kosten 12 000 Mark (6135 €).

INTERNET

Websurfen als Heimarbeit

Der Netzdienst ADONE zahlt Nutzern Geld für ihre Online-Zeit



Die Internet-Welt wird immer verrückter. Erst kamen im Februar pfliffige US-Provider auf die Idee, neuen Web-Nutzern zum Netzzugang einen PC zu schenken. Ab November will der deutsche Web-Service Adone (www.adone.de) noch einen draufsetzen: 25 000 Surfer sollen dann für jede Stunde, die sie online sind, 60 Pfennig (31 Cent) erhalten. Bedingung ist wie bei den Kostenlos-PCs, dass sich der Nutzer einer permanenten Berieselung mit Werbebannern auf dem Bildschirm aussetzt. Die werden von einem Adone-Server einmal in der Minute in ein Windows-Zusatzprogramm geladen, dessen Fenster die gesamte Bildschirmbreite und etwa ein Zehntel der Bildschirmhöhe ausfüllt. Am unteren Rand lassen sich per Klick verschiedene Web-Infodienste wie News, Sport oder Wetter aktivieren. Versionen für Linux- und Macintosh-Rechner sollen in Kürze folgen.

WAS IST EIGENTLICH ...

... eine BETA-VERSION?

Auch wenn es die vielen Programmabstürze nicht vermuten lassen: Software wird getestet, bevor sie auf den Markt kommt – zunächst beim Alphatest im Entwicklungslabor. Nachdem die Software dort von den größten Fehlern befreit worden ist, dürfen freiwillige Tester der so genannten Beta-Version auf den Zahn fühlen. Bei Windows 2000 sind alleine sechs solcher Versionen geplant. Indem die Entwickler von den Erfahrungen der Beta-Tester profitieren, sparen sie viel Geld.